Am Horizont.

Sensations-Roman von Friedrich Friedrich.

(8. Fortsetzung.)

„Und ich glaube nicht, daß das in dem Maße der Fall sein würde, wenn es bei uns erträglicher wäre," fuhr der Baron fort. „Ich bin ein guter Russe, aber ich sehe mit wirklicher Besorgniß in die Zukunft. Wohin man blickt, Unzufriedenheit, und ich muß leider gestehen, daß dieselbe nur allzu berechtigt ist. Die Verhältnisse bei uns sind alle morsch, der Boden, auf dem wir stehen, ist untergraben, die Regierung hat keine Einsicht, keine Kraft und — ich darf es dreist sagen, keinen guten Willen. Wo die wirkliche Macht wie bei uns in den Händen der Geheimpolizei liegt, wo diese Macht oft in der unerhörtesten Weise ausgebeutet wird, da kann das Volk kein Zutrauen gewinnen."

„Ja, es steht schlimm in Rußland," warf der Geheimrath ein.

„Verehrter Freund, Sie kennen die Wirklichkeit noch nicht einmal. Sie leben hier ruhig in dem Bewußtsein des Rechtes und der Sicherheit, die Gesetze stehen Ihnen jederzeit zur Seite—bei uns können Sie plötzlich während der Nacht aufgehoben und in ein entferntes Gefängniß gesteckt oder nach Sibiren geschickt werden, ohne zu erfahren, weshalb, ohne die Macht—ja die Möglichkeit zu besitzen, den Schutz der Gesetze anzurufen. Sie brauchen kein Unrecht begangen zu haben, vielleicht sind Sie nur mißliebig, vielleicht schuldet Ihnen ein Beamter der Geheim-Polizei eine Summe, die er nicht bezahlen will, oder Sie stehen ihm im Wege. Das genügt, Ihr und Ihrer Familie Glück für immer zu vernichten. Keiner fühlt sich mehr sicher."

„Haben Sie Ihren Pinsel nicht doch in etwas zu dunkle Farben getaucht?" warf Orla ein.

„Nein, denn es schmerzt mich tief, daß es so ist. Ich möchte gern ein guter Patriot sein, und ich kann es nicht."

„Dann freue ich mich doppelt, daß ich ein Weib bin," fuhr Orla fort. „Man macht uns so oft den Vorwurf, daß unser Blick ein oberflächlicher sei—ich sehe, auch dies hat seine Vortheile. Ich habe wohl von der Unzufriedenheit gehört, sie aber nicht begriffen, denn heitere Gesellschaft hat mich immer umgeben, in Rußland wie hier."

„Weil Sie sehr reich sind, und doch ist die Unzufriedenheit auch bereits in diese Kreise eingedrungen. Ich sehe keine Rettung, wir treiben steuerlos einer gefahrvollen entsetzlichen Brandung entgegen."

„Glauben Sie, daß von dem Nihilismus eine Rettung zu erwarten ist?" fragte Orla.

Der Baron zögerte mit der Antwort, als trage er Bedenken, sich offen auszusprechen.

„Ich weiß es nicht," entgegnete er dann. „Die Gewaltmittel, zu denen die Nihilisten greifen, schrecken mich zurück, und doch wieder sage ich mir, es muß in den Bestrebungen etwas Wahres und Gewaltiges liegen, für welche Tausende ihr Leben einsetzen, die in den höchsten Kreisen ihre Anhänger haben. Frau Gräfin, was ist Ihre Ansicht?"

„Meine Ansicht?" wiederholte Orla mit dem harmlosesten Lächeln. „Soll ich ehrlich sein, dann muß ich gestehen, daß ich mir über die Frage noch gar keine Ansicht gebildet habe. Uns Frauen liegt nichts ferner als Politik. Irgend ein Psychologe hat die Behauptung aufgestellt, es fehle unserem Gehirn überhaupt das Organ für diese Geistesthätigkeit; ich habe mich über den Mann stets geärgert, und doch glaube ich, daß er Recht hat. Ich interessire mich für die Einzelnen, die unerschrocken ihr Leben einsetzen, es liegt ein Stück Heldenmuth in ihnen, und wenn ich ruhiger über sie denke, dann begreife ich sie nicht und sage mir, es ist Thorheit, sein Leben für ein Ziel einzusetzen, das sie doch nie erreichen werden."

„Weshalb nicht?" warf Herr Wiatkin ein.

„Herr Baron, wenn Sie mich nach Gründen fragen, dann muß ich mich sofort gefangen geben, denn die Politik der Frauen ist Gefühlssache," entgegnete Orla lachend.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung. Da der Herr Baron erklärte, daß er einige Zeit in der Stadt verweilen werde, lud Orla ihn in der freundlichsten Weise ein, sie oft zu besuchen, und brachte es in Vorschlag, zusammen Ausflüge in die nächste Umgebung zu machen.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich mehr eine Deutsche, als eine Russin bin," fügte sie in liebenswürdigster Weise hinzu, „aber ich möchte Ihnen doch auch gern den Beweis liefern, daß ich mich für meine Landsleute stets in der lebhaftesten Weise interessire."

Die beiden Herren entfernten sich. Der Wagen, in dem sie gekommen waren, hielt noch vor der Thür. Der Geheimrath schlug eine Spazierfahrt vor das Thor an.

„Nun, Herr Baron, welchen Eindruck haben Sie empfangen?" fragte Herr Arlt, als der Wagen sich dem Thore näherte.

„Sie ist eine sehr schöne Frau."

„Gewiß. Das hatte ich Ihnen bereits vorhergesagt."

„Sie besitzt eine Unbefangenheit, die entweder wahr oder ganz meisterhaft gespielt ist."

„Auch das muß ich Ihnen zugeben," erwiderte der Geheimrath und um seine Lippen zuckte ein leises spöttisches Lächeln. „Eine dritte Möglichkeit vermag ich mir kaum vorzustellen."

„Nicht wahr?" fuhr der Baron fort. „Ich glaube, einen scharfen Blick zu besitzen, und glaube ferner, meine Rolle als Unzufriedener, ja als halber Gesinnungsgenosse der Nihilisten nicht schlecht gespielt zu haben."

„Ausgezeichnet!" versicherte Arlt. „Ist Ihr Verdacht, daß sie der nihilistischen Bewegung angehört, bestärkt oder geschwächt?"

„Ich möchte mir noch kein Urtheil erlauben, fassen Sie dies nicht als Mißtrauen auf, aber es ist mir in meiner Stellung zur Gewohnheit geworden, äußerst vorsichtig zu sein. Das unzweifelhafte Vertrauen, mit dem mir die Gräfin entgegenkommt, wird meine Aufgabe sehr erleichtern. Ich werde dies Vertrauen zu befestigen suchen und mich ihr dann in verführerischster Weise als geheimen Anhänger des Nihilismus offenbaren. Wie ist Ihre Ansicht darüber?"

„Vortrefflich!" rief der Herr Geheimrath. „Sie haben mir über die Verhältnisse der Gräfin nur sehr flüchtige Andeutungen gemacht; ist sie wirklich so reich?"

„Enorm reich, deshalb kann sie so gefährlich werden, weil sie im Stande ist, den Nihilismus mit großen Geldmitteln zu unterstützen. Sie hat den größten Theil ihrer Besitzungen verkauft und ich weiß, daß sie mehrere Millionen dafür erhalten hat, sie soll dieselben in der englischen Bank sicher angelegt haben. Für den Theil, der ihr von ihren Besitzungen noch geblieben ist, würde ich heute mit Vergnügen noch einige Millionen geben, aber nur heute, denn wenn sie morgen als Nihilistin entlarvt wird, würde Alles dem Staate anheimfallen."

Die Augen des Geheimraths hatten bei der Nennung so großer Summen einen eigenthümlichen, stechenden, unruhigen Glanz bekommen.

„Es ist kaum denkbar, daß sie im Besitze eines solchen Vermögens sich an einer so wahnsinnigen und gefährlichen Bewegung betheiligen sollte," bemerkte er jetzt.

„Wie konnten die Nihilisten über so große Geldmittel verfügen, wenn sie nicht sehr reiche Genossen hätten," warf er ein.

„Sie erwähnten ganz flüchtig eines nihilistischen Umtriebes in Kopenhagen, von dem Sie durch die dortige Polizei in Kenntniß gesetzt seien, eine junge und schöne Wirthin sollte die Hauptfäden in der Hand gehabt haben—ich glaube, Sie nicht ganz richtig verstanden zu haben," bemerkte der Geheimrath.

„Ah, ganz recht! Die Sache ist nicht aufgeklärt, ich vermuthe, daß die Polizei in Kopenhagen sich getäuscht hat oder absichtlich irre geführt ist," gab der Baron zur Antwort. Er erzählte alles Nähere, was nach Petersburg berichtet war. „Man vermuthete einen gewissen Zusammenhang mit der Gräfin, ja ich selbst habe es gethan," fuhr er fort. „Nachdem ich sie indessen selbst kennen gelernt habe, halte ich dies für Thorheit! Erscheint es nicht auch Ihnen lächerlich, sich diese feingebildete, stolze Dame, die über Millionen zu verfügen hat, als Wirthin einer kleinen und ganz gewöhnlichen Matrosenschänke zu denken?"

„Gewiß!" versicherte der Herr Geheimrath.

„Wir haben in unserer Abtheilung, in der geheimen Polizei, Männer von umfassenden Kenntnissen, von außerordentlicher Gewandtheit und Klugheit, aber leider haben wir nur sehr wenige, welche die höheren Stände genau kennen, und ich behaupte, daß die richtige Beurtheilung der höheren Stände einen ganz besondern psychologischen Scharfblick voraussetzt. Es mag hundert einfache Wirthinnen geben, welche im Stande sind, die Rolle einer Gräfin äußerlich ganz geschickt durchzuführen, aber es giebt auf hundert nicht eine Gräfin, welche die umgekehrte Rolle übernehmen kann. Das Blut, der angeborene Stolz widersetzt sich dem. Man kann sich tausendmal leichter emporschwingen, als hinabsteigen! Das fassen die Meisten nicht. Deshalb habe ich die Sendung hierher angenommen. Ich verstehe jede Miene der Gräfin und erfasse sie richtig — das liegt im verwandten Blute! Nachdem ich die Gräfin kennen gelernt habe, sage ich mir noch Eins. Bei den Frauen ist die Haupttriebfeder all ihrer Handlungen immer die Eitelkeit. Sie wollen eine Rolle spielen. Die Gräfin besitzt durch ihre Schönheit und durch ihren Reichthum eine solche Macht, sie wird, wohin sie auch kommen mag, durch diese beiden Eigenschaften stets eine so hervorragende Rolle spielen, daß sie nicht nöthig hat, sich dieselbe auf einem andern und obenein sehr gefährlichen Felde zu erringen."

„Baron, ich bewundere Ihren Scharfblick!" rief der Geheimrath.

Geschmeichelt richtete der Baron von Wiatkin den Kopf empor.

„Uebung, Herr Geheimrath, Uebung," entgegnete er. „Vielleicht kommt derselben etwas Befähigung zu Hülfe. Ich habe in Petersburg eine Anzahl Nihilistinnen kennen gelernt—alle häßlich! Haha! Frauen, welche im Stande sind, Männer zu fesseln, werden sich nie solchen Umtrieben anschließen."

„Dann ist die Gräfin sicherlich unschuldig, denn ich kenne keine zweite Frau, welche die Männer so sehr fesselt, ja geradezu berauscht," warf Arlt ein.

Der Baron lächelte mit überlegener Ruhe.

„Das ist allerdings meine Ansicht," gab er zu Antwort. „Ich werde indessen keine meiner Pflichten vernachlässigen, werde sie auf das Strengste beobachten lassen und sie selbst prüfen."

„Sie bedürfen dazu der Unterstützung, haben Sie zuverlässige Männer?" fragte Arlt. „Die Polizei wird Sie auf das Zuvorkommendste unterstützen, und wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann, so...."

„Ich danke Ihnen," fiel der Baron ein. „Es unterstützt mich eine ausgezeichnete Kraft, unser Gesandter hat mir seinen Diener zur Verfügung gestellt. Der Mann war früher selbst in unserer Abtheilung angestellt, ein vorzüglicher Kopf, er ist mit dem Gesandten hierher gegangen, weil seine schwache Gesundheit durch den Dienst der Polizei zu sehr angegriffen wurde, er kennt die russischen Verhältnisse und die hiesigen gleich gut, das ist nothwendig, deshalb kann ich mich auf ihn vollständig verlassen. Und ich habe obenein die große Erleichterung, daß er jeden meiner Winke versteht, ich brauche ihm nur eine Andeutung zu geben und er begreift mich."

„Ah, dann sind Sie ja gut versehen."

„Ganz vorzüglich!" versicherte der Herr Baron. „Der Mann leistet mir mehr Dienste, als wenn mir hier zehn Polizeibeamte zur Verfügung gestellt würden."

13.

Vierzehn Tage waren seitdem vergangen.

Orla war sehr mißgestimmt. Der Baron hatte sie fast täglich durch seine Besuche belästigt und sie auf das Entsetzlichste gelangweilt, und doch hatte sie ihn nicht zurückweisen mögen. Der Graf hatte sie während der Zeit nur einmal besucht und nicht daheim getroffen, er schien sich verletzt zu fühlen, und gerade ihn hätte sie vor allen Menschen am Wenigsten verletzen mögen. Mehr als einmal hatte sie die Feder ergriffen, um ihn durch wenige Worte einzuladen, jedes Mal war ihr die Feder wieder entsunken. Sie wußte, was in seinem Innern vorging, um so weniger durfte sie ihm entgegenkommen.

Bei dem Alten war sie fast jeden Tag gewesen, denn so lange sie bei ihm war, übte die zufriedene Weltentsagung desselben einen beruhigenden Einfluß auf sie aus, sobald sie indessen seine einfache Stube wieder verließ, schwand dieser Einfluß.

Durch Gregor hatte sie erfahren, daß der Herr Baron von ihrer Unschuld fest überzeugt war. Er hatte dies nach Petersburg berichtet und von dort die erneute Weisung erhalten, die Gräfin auf's Schärfste zu beobachten. Orla lächelte über diese Mittheilung, denn der Baron konnte für sie nie gefährlich werden.

Heftige Kopfschmerzen plagten sie, und sie hatte Befehl gegeben, den Herrn Oberstabsarzt, wenn er kommen sollte, nicht zurückzuweisen. Und er kam wie gerufen.

„Sie sehen in der That angegriffen aus," sprach der Arzt, als Orla ihm ihre Schmerzen klagte. Er fühlte nach ihrem Pulse, und seine Finger zitterten leise, als sie die kleine Hand der schönen Frau berührten.

„Machen Sie sich hinreichend Bewegung?" fragte er.

„So viel wie immer. Ich gehe täglich spazieren, obschon ich, offen gestanden, wenig Lust dazu verspüre," gab Orla zur Antwort.

„Die Schmerzen scheinen mir mehr die Folge einer Gemüthsverstimmung zu sein," fuhr Herr Arlt fort. „Hat Sie in der letzten Zeit irgend Etwas erregt?"

„Nicht das Geringste," versicherte Orla. „Ich vermuthe eher, daß die Gleichmäßigkeit meines ganzen Lebens eine solche Verstimmung hervorruft."

„Sie können sich doch hinreichend Zerstreuung verschaffen, kann es Ihnen an Gesellschaft nicht fehlen, denn Sie brauchen nur einen Wunsch auszusprechen und Jeder wird sich beeilen, denselben zu erfüllen."

Ueber Orlas Gesicht zuckte es wie ein schmerzliches Lächeln.

„Und wenn mich nun die Gesellschaft noch mehr langweilte als das Alleinsein?" warf sie ein. „Ich bin ermüdet, wie ich es nie zuvor gewesen bin."

„Dies Gefühl dürfen Sie am wenigsten in sich aufkommen lassen. Denken Sie so wenig an sich selbst — wenn Sie ein Mann wären, würde ich Ihnen den Rath geben, es zu versuchen, einmal leichtsinnig zu werden. Doch was sagen Sie zu der Verlobung des Grafen Warberg?"

Orla zuckte leicht zusammen.

„Er ist verlobt?" fragte sie.

„Hat er Ihnen dies nicht mitgetheilt?"

„Ich habe ihn seit vierzehn Tagen nicht gesprochen," entgegnete Orla.

Sie brachte die Worte mit Mühe heraus. Gewaltsam suchte sie das schnellere Pochen ihres Herzens zu verbergen, ihre Finger spielten mit den Blättern einer Blattpflanze, ohne daß sie darauf achtete, zerpflückte sie dieselben.

„Er hat es Ihnen auch nicht angezeigt?" fuhr Arlt fort, die Gräfin auf das Schärfste beobachtend.

Es war ihm nicht entgangen, daß sich das Blut in ihre Wangen gedrängt und sogleich wieder zurückgetreten war. Sie sah blaß aus, selbst ihre Lippen hatten eine hellere Färbung angenommen.

Die Gräfin schüttelte auf die Frage nur mit dem Kopfe.

„Ah! Mir fällt soeben ein, daß die Verlobung noch geheim gehalten werden soll — ich hätte also nicht darüber sprechen sollen," fuhr der Oberstabsarzt fort. „Nun, Geschehenes ist nicht zu ändern und es ist ja ein erfreuliches Ereigniß."

Orla schwieg. Dann raffte sie sich zusammen.

„Mit wem hat der Graf sich verlobt?" fragte sie.

„Mit seiner Cousine."

„Ich glaube, Sie irren, Herr Doktor," warf Orla ein. „Er hat mir von seiner Cousine erzählt und hervorgehoben, daß eine Geistesverwandtschaft zwischen ihnen kaum existire."

„Sollte das eine Verlobung ausschließen?"

„Wie ich den Herr Grafen kenne, gewiß!"

„Es ist dennoch so, mag das Herz des Grafen auch wenig dabei betheiligt sein—das kann ich nicht beurtheilen. Die Cousine des Grafen ist sehr reich, ihr Vater gilt mit Recht für einen mehrfachen Millionär—der Graf ist arm, das Gut seines Vaters überschuldet, es ist für ihn deshalb eine Nothwendigkeit, ein reiches Mädchen zu heirathen, um seinem Stande gemäß leben zu können."

„Was nennen Sie seinem Stande gemäß?" warf Orla unwillig ein. „Er hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß seine Mittel zu einem verschwenderischen Leben nicht ausreichen, ich finde das ehrenwerth."

„Gewiß, gewiß," versicherte Arlt. „Um so ehrenwerther, als er auch diese bescheidenen Mittel von seinem Onkel, dem Vater seiner Verlobten erhält."

„Wissen Sie das so genau?" fragte Orla.

„Ja. Ich möchte dem Grafen auch nimmermehr etwas Nachtheiliges nachsagen."

Die Gräfin schwieg, das Gespräch gerieth ins Stocken und der Oberstabsarzt entfernte sich.

Orla schritt erregt im Zimmer auf und ab. Sie konnte an Arlts Worten nicht zweifeln, denn zu bestimmt hatte er dieselben ausgesprochen. Nun begriff sie, weshalb Leo nicht wiedergekommen war. Ein halb schmerzliches, halb verächtliches Lächeln glitt über ihr Gesicht hin. Ihr hatte er seine Liebe gestehen wollen, und wenige Tage später hatte er sich mit seiner Cousine verlobt! Das war die Liebe der Männer! Wechselnd wie Aprilwetter!

Sie warf sich in einen Fauteuil und blickte starr vor sich hin. So saß sie geraume Zeit regungslos da. Endlich richtete sie sich langsam empor und fuhr mit der Hand über die Stirn. Es war nur ein Traum gewesen, der Graf hätte doch nie der Ihrige werden können, dennoch zürnte sie dem Arzt, der diesen Traum so jäh unterbrochen. Sie klingelte.

„Ist der Dr. Hagendorf auf seinem Zimmer?" fragte sie den eintretenden Diener.

„Ja."

„Dann sage ihm, ich lasse ihn bitten, zu mir zu kommen."

Wenige Minuten später trat Herr Kurt ein.

„Herr Doktor," empfing ihn Orla in der freundlichsten Weise, „als wir vor einigen Wochen uns vor dem Thore trafen und zusammen spazieren gingen, erzählten Sie mir das Geschick des armen Mannes, der uns um eine Gabe ansprach. Wie hieß der betreffende Militärarzt, der sich gegen den armen Soldaten so hart benommen?"

Kurt zögerte mit der Antwort.

„Bitte, nennen Sie mir den Namen dreist, denn ich habe nicht einen Augenblick lang gezweifelt, daß Ihre Erzählung streng der Wahrheit entsprach."

„Sie entsprach ihr," versicherte Kurt. „Der betreffende Arzt war der Stabsarzt von Arlt."

„Ich habe Sie damals also doch richtig verstanden."

„Sie haben errathen, wen ich meinte?"

„Gewiß. Ich sah nur einen einzigen Blick, den Sie dem Herrn zuwarfen, und das erblassende Gesicht des Doktor von Arlt, seine mühsam aufrecht erhaltene Ruhe ließen mir kaum einen Zweifel übrig. Es lag mir indessen daran, die Gewißheit aus Ihrem Munde zu empfangen. Nun möchte ich noch eine Frage an Sie richten. Weshalb erzählten Sie mir die Geschichte? Sagen Sie mir offen, was Sie dazu veranlaßt hat."

„Zunächst die Härte, mit welcher der Oberstabsarzt sich über den Armen aussprach, dem er selbst den Rath gegeben hatte, zu betteln, und dann......"

Kurt schwieg.

„Und dann?" fragte Orla.

„Ich will ganz offen sein, Frau Gräfin, um dem Herrn, der mir stets mit einer so verletzenden Nichtachtung entgegentrat, einen verdienten Schlag zu versetzen. Ich hatte eigentlich noch eine alte Rechnung mit ihm. Als ich damals meines leidenden Fußes wegen mich im Lazareth befand und er mein Leiden, welches durchaus nicht ohne Gefahr war, sehr oberflächlich behandelte, fragte ich ihn, ob er die Verantwortung übernehmen könne, wenn ich den Fuß verliere? Da zuckte er gleichgiltig mit der Achsel und entgegnete mir: „Weshalb nicht? Ein Lehrer brauche seine Füße ja nicht."

„Wie roh!" rief Orla. „Und er wagt es, noch hierher zu kommen! Muß er nicht befürchten, daß Sie mir seinen Namen genannt haben?"

„Als ich Ihnen die Geschichte erzählt hatte, folgte er mir und drohte mir mit einer Klage, wenn ich seinen Namen nenne."

„Und was haben Sie ihm geantwortet?"

„Daß mich diese Drohung am Wenigsten schrecke, denn ich werde dann Gelegenheit haben, die Wahrheit meiner Erzählung durch Zeugen feststellen zu lassen."

Orla streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen für diese Antwort," sprach sie und fuhr dann vertraulicher fort: „Nun lassen Sie uns noch ein wenig plaudern. Wie steht es mit Ihrer Herzensangelegenheit? Sie haben mich—vielleicht gegen Ihren Willen—einen Blick in dieselbe thun lassen. Haben Sie sich bereits erklärt?"

Kurt schüttelte verneinend mit dem Kopfe, ein schmerzlicher Ausdruck prägte sich auf seinem Gesichte aus.

„Ich glaube, Sie sind zu zaghaft, Herr Doktor," fuhr Orla fort. „Wir Frauen besitzen in Herzensangelegenheiten einen weit schärferen Blick als die Männer, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Fräulein Selma nicht gleichgiltig gegen Sie ist. Sie war gestern bei mir, und als ich Ihren Namen erwähnte, stieg eine so verrätherische Röthe in ihre Wangen, daß ich über ihre Empfindungen nicht einen Augenblick lang in Zweifel blieb. Ich bin für das junge Mädchen ungemein eingenommen, es liegt in ihrem Wesen etwas so Unschuldiges und Unentweihtes und ich freue mich jedesmal, wenn sie zu mir kommt. An jeden Menschen tritt die Möglichkeit, sich das Lebensglück zu erringen, einmal heran, er darf diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, denn sie kehrt vielleicht nie wieder."

Kurt hatte den Blick vor sich hin auf den Boden geheftet.

„Und wenn diese Gelegenheit nun bereits vorüber wäre?" entgegnete er, ohne aufzusehen.

„Haben Sie Selma Ihre Liebe bereits gestanden?"

„Nein, ich besitze auch den Muth nicht mehr, es zu thun. Ihre Mutter ist gegen mich, sie behandelt mich mit einer fast verletzenden Kälte und hat mir sogar die Wohnung gekündigt."

„Weshalb?" fragte Orla.

„Ich habe dies dem Lieutenant von Oehringen zu verdanken."

„Oehringen?" wiederholte Orla erstaunt.

„Ja. Er hat Selma in einer Gesellschaft kennen gelernt, besucht sie öfter und scheint sich um sie zu bewerben. Seitdem er das Haus betreten hat, ist Selma's Mutter ganz anders gegen mich wie früher; er wird sich in geringschätzender Weise über mich ausgesprochen haben."

„Glauben Sie wirklich, daß Selma dem Lieutenant den Vorzug geben wird?" fragte Orla. „Ich halte sie doch für zu klug dazu."

„Sie wird sich dem Willen ihrer Mutter fügen, und der Lieutenant ist reich — sehr reich!"

„Hängt denn Alles vom Gelde ab?" rief Orla erregt, denn sie dachte daran, daß auch der Graf dem Gelde sein Herz zum Opfer gebracht hatte. „Ist das Geld im Stande, glücklich zu machen?"

„Es verleiht zum Wenigsten eine große Macht," warf Kurt ein.

„Welche Macht?" fuhr die Gräfin fort. „Die Macht, sich Vergnügen zu verschaffen und über die Thorheiten der Menschen zu herrschen! Und doch ist es nicht im Stande, eine einzige wirklich zufriedene und glückliche Minute zu schaffen. Herr Doktor, ich bin reich, vielleicht reicher als Sie ahnen, aber die Erbärmlichkeit dieses Reichthums tritt mir an jedem Tage entgegen. Ich würde mit Freuden Alles hingeben für einen kleinen engen Kreis, in dem ich mich wirklich glücklich fühlte! Selma kommt morgen wieder zu mir, um mir eine Zeitung zu zeigen, ich werde ihr dann sagen, daß sie sich nie durch Reichthum blenden lassen möge, daß ein einziges treues und liebes Herz schwerer wiege, als alle Schätze der Erde, und daß in den Palästen der Reichen das wirkliche Glück am wenigsten zu suchen sei."

„Wird sie Ihre Absicht nicht errathen?" warf Hagendorf besorgt ein.

„Trauen Sie mir so wenig Klugheit und Geschick zu?" fragte Orla lächelnd. „Nun gehen Sie nur. Was in meiner Macht steht, werde ich thun, um zu verhüten, daß Selma ein Opfer des Lieutenants von Oehringen wird — alles Uebrige ist dann Ihre Sache."

Kurt entfernte sich.

Orla schritt in dem Zimmer langsam auf und ab. Sie verfolgte den Gedanken, den sie soeben gegen Kurt ausgesprochen hatte. Sie hatte Selma liebgewonnen und gönnte dieses frische, unschuldige Mädchen dem Lieutenant nicht. Freilich leitete sie noch ein anderer Grund, dessen sie sich kaum deutlich bewußt wurde.

Hatte Oehringen nicht den Grafen beleidigt und verwundet?

Der Diener meldete den Baron von Wiatkin.

„Ich bin nicht zu sprechen!" rief Orla unwillig: denn Niemand wäre ihr jetzt ungelegener gekommen, als der Baron. „Nein, bitte den Herrn einzutreten," verbesserte sie sich sogleich, ihren Entschluß ändernd. Sie war dieser lästigen Besuche überdrüssig und wollte dies dem Abgesandten der Petersburger Polizei unverhohlen zu erkennen geben.

Der Baron trat ein.

„Frau Gräfin, Sie werden unwillig sein, weil ich schon wieder komme," rief er. „Aber es führt mich heute eine besondere Veranlassung zu Ihnen."

„Welche?" fragte Orla kalt.

Der Baron zögerte mit der Antwort, sein Auge glitt prüfend durch das Zimmer hin.

„Sind wir allein?" fragte er.

„Gewiß."

„Und sicher, auch nicht belauscht zu werden?"

„Ich glaube, mich für meine Dienerschaft verbürgen zu können."

„Frau Gräfin, ich würde nimmermehr wagen, Ihnen das zu sagen, was mich zu Ihnen getrieben hat, wenn ich nicht ein unbedingtes Vertrauen zu Ihnen gefaßt hätte," fuhr Wiatkin fort. „Ihr edler, hochherziger Sinn, den ich bei jeder Gelegenheit kennen gelernt habe, giebt mir dies Vertrauen...."

„Sie machen mich sehr neugierig, Herr Baron!" warf Orla ein.

„Ich werde in einigen Tagen die Stadt verlassen, um nach Rußland zurückzukehren. Was mich dazu treibt, kann ich Ihnen nicht offen sagen, sondern nur andeuten, aber ich hoffe, Sie werden mich verstehen. Wollen Sie mir wenige Minuten Gehör schenken?"

„Gewiß!" versicherte Orla und forderte ihn durch eine Handbewegung auf, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„Sie wissen, daß ich in der Schweiz war, ehe ich hierher kam. Einige Monate lebte ich in Genf und lernte dort zwei junge Landsleute, fein gebildete, liebenswürdige Männer kennen. Ich wurde mit ihnen befreundet, wir verkehrten täglich mit einander, und ich lernte ihren edlen Charakter und ihre freien Anschauungen hochschätzen. Da vertrauten sie sich mir eines Tages an und gestanden, daß sie Nihilisten seien. Ich will gestehen, daß ich Anfangs zurückschreckte, aber ich kannte ja ihren Charakter und ihre edle Gesinnung, und durch sie habe ich auch die Bestrebungen des Nihilismus kennen gelernt...."

„Und da sind Sie selbst Nihilist geworden?" unterbrach ihn Orla ruhig, mit völlig gleichgiltiger Miene.

Der Baron zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Ja!" erwiderte er dann. „Ihnen darf ich es gestehen, denn Sie sind zu edel, um mich zu verrathen. Ich gehöre zu diesem Bunde, weil das Ziel seiner Bestrebungen auch das meinige ist. Mögen einzelne Mitglieder sich auch zu Thorheiten hinreißen lassen, sie alle haben doch das Streben, ihr Vaterland zu retten."

„Herr Baron, dann kann auch Derjenige, der ein Haus in Brand steckt, sagen, es sei sein Streben gewesen, das Haus zu retten," warf Orla ein.

„Nein, aber wenn dies Haus jeden Tag, jede Stunde zusammenstürzen und unter seinen Trümmern Hunderte begraben kann, dann ist es klüger, es in Brand zu stecken..."

„Damit die Hunderte verbrennen," bemerkte Orla.

„Aus einem brennenden Hause rettet man sich leichter, als aus einem zusammenstürzenden."

Orla zuckte mit der Schulter.

„Frau Gräfin, ich darf kaum hoffen, Sie für unsere Bestrebungen zu gewinnen, aber einer meiner jungen Freunde aus Genf ist hier, um nach Rußland zurückzukehren, es fehlen ihm die Mittel. Sie sind reich, wollen Sie ihn nicht unterstützen? Sie fördern zugleich eine gute Sache."

„Nein, Herr Baron," gab Orla mit Entschiedenheit zur Antwort. „Hätten Sie sich mir nicht als Nihilist entdeckt und für einen Landsmann meine Hülfe erbeten, so hätte ich sie gern gewährt — jetzt darf ich es nicht. Sie sehen, durch zuviel Vertrauen kann man das Vertrauen leicht verlieren," fügte sie lächelnd hinzu.

„Und weshalb dürfen Sie es nicht?" fragte Wiatkin.

„Ich hätte richtiger gesagt: jetzt will ich es nicht. Ich will nicht einen Mann unterstützen, der einer Verbindung angehört, die ich nimmermehr billigen werde. Sie können mir vielleicht einwerfen, ich habe nicht das richtige Verständniß dafür — das räume ich willig ein, aber als Frau werde ich dies immer anders beurtheilen als Sie."

Der Baron blickte etwas verdutzt drein, denn er hatte einen ganz anderen Ausgang erwartet und wußte nun in der That nicht, wie er sich zurückziehen sollte.

„Frau Gräfin, darf ich wenigstens die Beruhigung mit mir nehmen, daß Sie mich nicht verrathen werden?" fragte er.

„Ja, das dürfen Sie, denn ein Verräther ist mir der verächtlichste aller Menschen, und man macht sich nicht selbst verächtlich. Aber in eine andere Nothwendigkeit hat mich Ihr Geständniß versetzt. Herr Baron, so sehr ich dies auch bedauere, so muß ich Sie doch bitten, mich nicht wieder zu besuchen."

„Frau Gräfin, es kann dies Ihr Ernst nicht sein!" rief der Baron.

„Es ist mein Ernst und zugleich eine Pflicht, die ich mir selbst schuldig bin. Wollen Sie mich durch Ihre Besuche vielleicht in den Verdacht bringen, daß auch ich dem Nihilismus huldige?"

„Es weiß ja Niemand, daß ich zu dem Bunde gehöre."

„Wissen Sie das so zuverlässig? Ich habe stets rühmen hören, daß die Polizei in Petersburg sehr klug sei, und daß ihr Auge wie ihr Arm sehr weit reiche."

„Ha! Ich fürchte sie nicht!" rief Wiatkin.

„Aber ich will nicht in einen gänzlich unbegründeten Verdacht kommen. Mögen Sie mich engherzig schelten, ich will es in manchen Dingen sein, ich will mich als Frau nicht in Politik mischen, ich will frei und unbefangen für mich leben!"

Der Baron erhob sich.

Er schien seinen Aerger kaum verbergen zu können.

„Dann bedaure ich aufrichtig, zu weit gegangen zu sein," sprach er. „Ich hoffte, eine Kraft zu gewinnen, die uns von großem Nutzen hätte sein können.

„Diese Kraft würde Ihnen sehr wenig genützt haben," versicherte Orla. „Ich habe Ihnen bereits früher gesagt, daß ich Deutschland liebe und als meine Heimath ansehe, ich werde aber nie so undankbar sein, mich gegen das verlassene Heimathsland aufzulehnen."

Der Baron entfernte sich mit steifer Verbeugung. Er war so unwillig, daß er im Vorzimmer ohne Gruß an Nikolaus vorüberschritt.

Orla mußte an sich halten, um hinter dem Fortgegangenen nicht laut aufzulachen.

In besserer Weise hätte sie den ihr lästigen Baron nimmermehr loswerden können, sie hatte ihn in seinem eigenen Netze gefangen.

14.

An den Grafen Leo Warberg hatte der Minister die Frage gerichtet, ob er gesonnen sei, die Stellung eines Gesandtschaftssekretärs anzunehmen. Leo hatte sich einige Tage als Bedenkzeit ausgebeten. Zwei Tage waren bereits geschwunden, und noch immer hatte er keinen Entschluß fassen können.

Er liebte Orla mit der ganzen Gluth seines Herzens, er hatte ihr seine Liebe gestehen wollen, und sie selbst hatte ihn in dem Augenblicke unterbrochen. Weshalb hatte sie dies gethan? Diese Frage hatte ihn fort und fort beschäftigt. Wenn sie seine Liebe erwiederte, würde sie ihn angehört haben, und wenn sie ihn nicht liebte, würde sie weniger freundlich gegen ihn gewesen sein. Unsagbare Qualen hatte er erduldet, denn Eins stand völlig klar vor ihm: ohne sie gab es kein Glück für ihn.

Und daneben die drückende Fessel, daß er von dem Gelde seines Onkels lebte, daß seine Verpflichtung gegen denselben immer größer wurde. Noch hielt er es nicht für möglich, daß er seine Cousine heirathe, daß er sich mit einem Wesen verbinde, welches er nicht liebte, und doch hatte er ihr sein Wort gegeben!

Er würde die Stellung eines Gesandtschaftssecretärs trotz seines inneren Widerstrebens angenommen haben, aber wuchs dadurch nicht die Verpflichtung gegen seinen Onkel? Die Stellung war mit größeren Ausgaben verknüpft, und woher sollte er dieselben nehmen, wenn er sie nicht von Wandas Vater erhielt?

Rathlos schritt er in seinem Zimmer auf und ab. Was ihm sonst Zerstreuung gewährt hatte, seine Bücher—sie ekelten ihn an.

Er preßte die Hand auf die Stirn, ohne einen Ausweg zu finden. Da tauchte ein Gedanke in ihm auf. Weshalb verschaffte er sich nicht zunächst Gewißheit über Orlas Empfindung? Wenn sie seine Liebe zurückwies, war er dann unglücklicher als jetzt? Und wenn sie ihn liebte, wenn ihr Herz ihm gehörte, öffnete sich dann nicht ein Himmel ungeahnten Glückes für ihn?

Er ergriff seinen Hut und begab sich zur Gräfin. Als er die Treppe zu ihrer Wohnung emporstieg, mußte er einen Augenblick stehen bleiben, um Athem zu schöpfen. So schwer lag es ihm auf der Brust. Die nächste Stunde mußte über sein Geschick entscheiden. Er preßte die Hand auf das schnell pochende Herz, um es mit Gewalt zu beruhigen.

Orla empfing ihn in der freundlichsten Weise.

„Endlich, Herr Graf, lassen Sie sich wieder sehen," rief sie, ihm die Hand entgegenstreckend. „Ich glaubte schon, Sie grollten mir, und doch wußte ich nicht weshalb."

„Nicht Ihnen habe ich gegrollt, sondern meinem Geschick, welches mir so wenig Hoffnung übrig ließ," gab Leo zur Antwort.

„So wenig Hoffnung?" wiederholte Orla. „Und ich wollte Ihnen heute Glück wünschen!"

„Glück! Wozu?"

„Zu Ihrer Verlobung."

Ueber Leos Gesicht glitt ein schmerzliches Lächeln hin.

„Wer hat Ihnen das gesagt?" fragte er.

„Der Oberstabsarzt von Arlt. Hat er die Unwahrheit gesprochen?"

„Nein! Ich wollte, er hätte sie gesprochen! Und dazu wollten Sie mir Glück wünschen! Zu dem, was wie ein Alp auf mir lastet, woran ich nur mit Bangen denke!"

„Herr Graf, lieben Sie Ihre Braut nicht?"

„Nein, und ich werde auch nie lernen, sie zu lieben. Es giebt Wesen, gegen welche sich unser Herz vom ersten Augenblicke an verschließt, und die uns um so ferner rücken, je näher sie uns treten."

„Weshalb haben Sie sich verlobt?" warf Orla ein.

„Weshalb? Ich weiß es selbst kaum. Um dem Wunsche meines Vaters und meines Onkels zu genügen, um mir eine Existenz zu gründen — ich weiß es selbst kaum! Ich befand mich damals in einer Stimmung, in der mir das ganze Leben gleichgiltig war. Mein Herz war frei, ich liebte Niemand, da hielt ich es für möglich, mit meiner Cousine leben zu können."

„Herr Graf, Sie sagen „damals"! wann war dies?" fragte Orla.

„Es mögen zwei Jahre her sein — genau weiß ich es nicht, ich weiß nur, daß es eine lange, trostlose Zeit für mich war!"

„Zwei Jahre!" wiederholte Orla. „Mir sagte der Doktor von Arlt, Sie hätten sich kürzlich verlobt."

„Und Sie haben das geglaubt! Sie haben es für möglich gehalten, daß ich, seitdem ich Sie kenne, einen solchen Schritt gethan habe! Sie sind es ja, die mir die Erfüllung meines gegebenen Versprechens zur Unmöglichkeit macht. Seitdem mein Herz so glühend liebt, kann es hinsiechen, aber einer Anderen nie angehören!"

„Herr Graf — halten Sie ein!" rief Orla.

„Nein, ich bin entschlossen, Ihnen Alles zu sagen, denn die Ungewißheit zehrt in mir wie ein brennendes Fieber. Ich habe sie gekostet in den vierzehn Tagen, Tag und Nacht ließ sie mir keine Ruhe und hier—hier in meinem armen Kopfe hämmerte die Verzweiflung! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie glühend ich Sie liebe, Sie wissen es, Sie müssen es wissen, denn nur Sie leben in meinen Gedanken. Nun flehe ich Sie um Mitleid an, sagen Sie mir die Wahrheit: empfindet Ihr Herz nichts für den Unglücklichen, der ohne Sie nicht leben kann?"

„Fragen Sie nicht so — nicht so!" rief Orla.

„Doch—ich will wissen—ich muß es ja wissen, ob Sie mich lieben, ob ich Hoffnung habe — ob...."

Leo hatte Orlas beide Hände erfaßt und blickte ihr erregt ins Auge.

Orlas Brust rang nach Athem.

„Fragen Sie nicht mein armes Herz, denn es kann nicht lügen, es verräth sich durch sein schnelles Pochen, es gehört ja längst Ihnen."

„Orla — Orla! — Mein — Mein!" rief Leo anfjauchzend. Er umschlag sie stürmisch mit beiden Armen und küßte sie auf Mund und Augen. „Mein — mein!" wiederholte er jubelnd.

Orla entwand sich seinen Armen, sie zitterte — ihr Gesicht war blaß.

„Nicht Dein — ich kann es nie werden — nie!" sprach sie leise, muthlos.

„Ich überwinde jedes Hinderniß!" rief Leo. „Giebt es Etwas, was die Liebe nicht besiegen kann?"

„Es giebt Etwas," wiederholte Frau Orla. „Mich bindet ein Schwur — ein Eid."

„Den nichts — nichts lösen kann?" rief Leo.

„Nur der Tod."

Leo blickte starr vor sich hin. Mitten in seinen Jubel legte es sich auf sein glücklich pochendes Herz wie die kalte starre Hand des Todes. Wie ein Blitzstrahl am dunklen Himmel hatte das Glück sein Inneres erleuchtet, nur einmal war es aufgeflammt, und nun war Alles wieder dahin. Dies entzückende Bild, welches sich seinem Auge gezeigt, war für immer wieder in Dunkel gehüllt.

Orla erfaßte seine Hand.

„Kommen Sie, Leo," sprach sie und zog ihn auf einen Stuhl neben sich.

„Ich bin Ihnen Aufklärung schuldig, außer Ihnen würde ich sie Niemand — Niemand geben. Nun lassen Sie mich ruhig erzählen, unterbrechen Sie mich nicht, denn es ist ein düsteres Bild, welches ich aufrollen werde, und meine Kraft dürfte nicht ausreichen, wenn ich unterbrochen würde. Sie wissen, daß meine Heimath im Kaukasus ist. Mein Vater besaß dort fürstliche Güter. Ungetrübt ist nur die Erinnerung an meine früheste Jugend, wo ich allein unter dem Einflusse meiner Mutter lebte, an der mein kindliches Herz mit der vollsten Liebe hing. Es war eine edle, prächtige Frau, deren Bild mir noch heute als das Ideal der Weiblichkeit und Milde vorschwebt. Sie war nicht glücklich. Mein Vater war ein roher Charakter, den wildesten Leidenschaften hingegeben, jähzornig und grausam gegen seine Untergebenen. Er war auch grausam gegen meine Mutter, und obschon ihn seit Jahren die Erde deckt, kann ich ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er den frühen Tod meiner unglücklichen Mutter verschuldet hat. Ich verlor meine Mutter, als ich kaum fünfzehn Jahre zählte. Mein Vater kümmerte sich wenig um mich, und ich konnte ganz meinen Neigungen, der Kunst und der Literatur, leben, sie ließen mich die geistige Dürftigkeit meiner Umgebung vergessen. Da lernte ich einen jungen Mann, Sergius Romanus, kennen. Er war Maler und machte im Kaukasus Studien. Mein Vater gestattete ihm den Eintritt in unser Haus, ich malte unter seiner Aufsicht, und wir lernten uns lieben. Wir liebten uns wirklich und innig. Sergius Romanus war ein edler Charakter, er war nicht arm, aber wenn er auch nichts sein genannt hätte, so würde ich doch ohne Zögern allen Reichthum, den ich einst zu erwarten hatte, freudig hingegeben haben, um die Seinige zu werden. Unser Glück währte nur kurze Zeit. Mein Vater beschloß, mich mit dem Grafen von Mellin zu verheirathen.

„Ich liebe Mellin nicht, sein stolzer, roher Charakter flößte mir sogar Widerwillen ein, ich erklärte, daß ich ihn nie heirathen werde; gegen meinen Willen ließ mein Vater meine Verlobung mit dem Grafen veröffentlichen. Ich war ja ohnmächtig gegen die rohe Macht meines Vaters. Um meinen Wiederstand zu brechen, sperrte er mich vier Wochen in ein Zimmer ein und ließ mich hungern. Da gab ich, um die Freiheit zu erlangen, den Widerstand scheinbar auf. Ich hoffte auf Rettung durch den Geliebten, aber Sergius Romanus war verschwunden. Alle Nachforschungen, die ich im Geheimen anstellte, blieben erfolglos, ich erfuhr nur, daß er die Gegend verlassen habe. Mein Hoffen auf ihn wurde dadurch nicht geschwächt. Daß ich ihn liebte, wußte ja weder mein Vater noch der mit mir Verlobte, denn wenn sie zufällig seinen Namen erwähnten, so geschah es gleichgiltig, ruhig. (Fortsetzung folgt.)

Neue Primadonna.

„Gefällt Ihnen unsere neue Sängerin besser als die Decennien?" — „Die Decennien? Wer ist denn das?" — „Nun gestern stand ja doch in der Zeitung, daß seit Decennien keine Sängerin die Martha so gut gesungen habe."

Poesie und Prosa.

Sie: „Sieh' nur Eduard, wie reizend es ist! Alles grünt, Alles blüht, die Vöglein lassen ihre Frühlingslieder erschallen...."

Er: „Ich begreif' nicht, wie Du dafür so schwärmen kannst, — das ist doch alle Jahr' dasselbe!"

Vermischtes.

— **Die Kölnische Zeitung** forderte vor einiger Zeit die deutschen Landwirthe auf, sich mehr mit der Hühnerzucht zu beschäftigen und wies dabei mit Recht auf Frankreich hin, wo dieselbe in höchster Blüthe steht. Aus einer kürzlich veröffentlichten Statistik geht hervor, daß der Hühnerstand in Frankreich einen Werth von 122½ Millionen Franken hat. Man berechnet den Eierertrag der 34 Millionen Hennen auf 3000 Millionen, die, zu 6 Centimes das Stück gerechnet, einen Werth von 180 Mill. Franken darstellen. Im Ganzen bringen die Hühner in Frankreich an Fleisch und Eiern jährlich einen Gewinn von 337 Millionen ein. Die Ausfuhr von Hühnern und Eiern ist besonders nach England sehr stark.

— **Aus dem Berner Oberland** wird der Schw. Grenzpost in Basel geschrieben: Mitten im Juli haben wir Herbstwetter; die Berge weit herab mit Schnee bedeckt, dicker Nebel an den Abhängen und das Land voll Regen! Ein eigenthümlicher Gegensatz mit den frisch gemähten Matten. Trotz des vielen Aprilwetters in dieser Jahreszeit ist die Heuernte so ziemlich beendigt, ausgenommen in höher gelegenen Gegenden und in den Weiden.

— **Die preußische Regierung** hat die ausgesprochene Absicht, die künstliche Fischzucht in immer weiterem Umfange zu fördern, namentlich gilt es, die Gebirgsbäche immer mehr zu bevölkern. Die Fischerei-Vereine haben dies angeregt und sind mit Rath und That zur Ausführung bei der Hand gewesen. Die Regierung hat die Abhaltung von Lehrcursen über künstliche Fischzucht angeordnet, an welchen sich ausschließlich Förster betheiligen und dadurch Kenntnisse über die Fischzucht in Gebirgs- und Waldbächen gewinnen sollen. Der Ort, an welchem diese Curse abgehalten werden, ist noch nicht bestimmt, doch ist man bereits entschlossen, den in Frage kommenden Förstern Reise-Entschädigung u. s. w. zu gewähren.

— **Der preußische Minister** des Innern, welcher von seiner Inspizirungsreise in der Eifelgegend zurückgekehrt ist, hat sich sehr anerkennend über seine Wahrnehmungen über die meist von landwirthschaftlichen Genossenschaften in der Eifelgegend ausgeführten Landes-Aufbesserungen ausgesprochen, wozu die Regierung nicht nur Anleitung, sondern auch ansehnliche Geldunterstützungen gewährt hat. Es ist damit vielen Hülfsbedürftigen Arbeit gewährt und gleichzeitig für das Land selbst ein dauernder Nutzen geschaffen worden. In dieser Richtung soll denn auch, und zwar in systematischer Weise fortgearbeitet werden. Im übrigen sind sehr umfassende Pläne zur dauernden Hebung des Nothstandes in der Eifelgegend in Erwägung gezogen, deren Ausführung wohl den Landtag in seiner nächsten Session beschäftigen wird.

— **In Belgien hat es** großes Aufsehen gemacht, daß der General-Lieutenant Brialmont, General-Inspector der Festungen und des Geniecorps, plötzlich außer Dienstthätigkeit gesetzt worden ist. Diese scharfe Maßregel erscheint aber durch die Umstände wohl gerechtfertigt. Der General hatte auf einen Monat Urlaub zu einer Reise „nach Deutschland" erhalten, nachdem ihm sein Gesuch, nach Griechenland und Rumänien zu reisen, abgeschlagen worden war, weil das Ministerium wußte, daß er im vorigen Jahre schon einmal seinen Urlaub nach Oesterreich dazu benutzt hatte, auch Rumänien zu besuchen und dem König Karl guten Rath im Festungsbauwesen zu geben. Das neutrale Belgien kann doch füglich nicht einen seiner tüchtigsten Ingenieure in ein fremdes Land reisen und dort militärischen Unterricht ertheilen lassen. Trotzdem begab sich der eigenwillige General abermals nach Bukarest und die Folge war, daß er für seinen Ungehorsam bestraft wurde. Ob Rußland und Oesterreich sich über den belgischen Rathgeber in Rumänien diplomatisch beschwert haben oder nicht, ist gleichgültig; die Thatsache steht fest, daß Brialmont nicht sowohl gegen die Disciplin gefehlt, als auch etwas gethan hat, was er sich als Angestellter eines von den Großmächten als neutral anerkannten Staates nicht hätte herausnehmen dürfen.

— **Die russische Presse** folgt dem Tisza-Eszlarer Prozesse mit großer Aufmerksamkeit. Die „Moskauer Zeitgenössischen Nachrichten", ein sonst judenfeindliches Blatt, schreibt: „Mit Genugthuung kann man bekennen, daß der zehnte Theil der Mißbräuche in der Rechtspflege, welche nun im civilisirten Ungarn aufgedeckt werden, im barbarisch verschrienen Rußland unmöglich wäre. Auch die russischen Juden können einen lehrreichen Schluß ziehen durch einen Vergleich ihrer Lage in Rußland und jener ihrer Glaubensgenossen in einem seiner Freiheit und unbedingten Toleranz sich rühmenden Staate." Aus Wilna wird berichtet, daß der neuernannte römisch-katholische Bischof Hryniewiecki alle Juden aus den Quartieren und Läden entfernte, welche in Häusern belegen waren, die zum römisch-katholischen Konsistorium gehören. Während in letzter Zeit die Hebräer nur selten bei Besichtigung von Wohnungen die Auskunft erhielten, „daß Juden nicht als Miether acceptirt würden", sei jetzt zu befürchten, daß die römisch-katholischen Gutsbesitzer, denen die Häuser in den besseren Theilen der Stadt gehören, dem Beispiel ihres geistlichen Oberhirten folgen und somit die Hebräer wieder in besondere „Ghettos" zurückgedrängt werden.

— **Der „Slovenski Narod"** berichtet folgenden komischen Vorfall aus Laibach: „Ein Depeschenausträger brachte dem Herrn S., welcher Verwandte in Damiette hat, ein Telegramm. Beim Aufmachen der Depesche bemerkte S., daß die Depesche schon vor 24 Stunden in Laibach angekommen sei. Er war darüber ungehalten und sagte dem Austräger: „Das ist aber doch zu viel, daß mir das Telegramm erst nach 24 Stunden zugestellt wird. Glauben Sie, daß so etwas nichts zu bedeuten habe? Ich werde Ihnen das schon zeigen!" Darauf antwortete der Telegraphendiener ruhig und gelassen: „Das Telegramm ist richtig vor 24 Stunden angekommen, aber wir mußten dasselbe, da es aus einem Lande kommt, wo Cholera grassirt, nach den Befehlen der Sanitätsbehörde während dieser Zeit desinfiziren." (!)

— **Der Sklavenhandel in** Marokko soll wieder einmal in leidiger Blüthe stehen. So wird aus Tanger berichtet, daß dort neuerdings Verkäufe von Sklaven stattgefunden haben. Eine junge Negerin brachte 45 Dollars und ein Negermädchen 28 Dollars. Wenige Tage später wurden abermals zwei weibliche Sklaven verkauft, eine 15jährige für 35 und eine 30jährige für 38 Dollars. Der peinlichste Fall war der einer jungen, wahrscheinlich ihrem Gatten geraubten Frau, welche Eigenthum eines bekannten und wohlhabenden Mauren war. Während der Zeit, wo sie feilgeboten wurde, gab sie in lebhafter Weise ihre Entrüstung über die Behandlung kund, welcher sie von Käufern unterzogen wurde. Einem Berichte von Sir John Hay, dem britischen Gesandten in Marokko, zufolge werden alljährlich 30 bis 40 Sklaven in Tanger verkauft.

— **Die Aussichten auf die** diesjährige Weinernte in Elsaß-Lothringen sind außerordentlich günstig. Man erwartet eine nicht nur an Quantität, sondern auch an Qualität reiche Ernte. Für die weinbauenden Gegenden der Reichslande bedeutet eine solche eine wirthschaftliche Wiederauferstehung aus jahrelangen trostlosen Verhältnissen, und diese wirthschaftliche Wiederauferstehung hat zugleich eine eminent politische Bedeutung. Der Weinbau gehört zu denjenigen Productionszweigen, bei welchen allerhand Zufälligkeiten, die der menschliche Verstand nicht voraussehen und nicht verhindern kann, eine große, ja die größte Rolle spielen, und deren Angehörige daher in höherem Maße dem Aberglauben verfallen als andere Berufsklassen. Der Elsässer Weinbauer schreibt heute seine wirthschaftliche Bedrängniß in erster Linie dem Heimfall seines Landes an das deutsche Reich, der Lostrennung von Frankreich zu. Eine gute Weinernte wird seinem Nothstand abhelfen und seinem Glauben an die Fleischtöpfe Frankreichs einen stärkeren Stoß versetzen als alle bisherigen Bemühungen um seine Gunst es vermögen.

— **Bei der großen Anzahl** von Ausstellungen aller Art, welche im gegenwärtigen Sommer in den verschiedenen Ländern Europas stattfinden, ist eine ganz eigenartige Ausstellung bis jetzt weniger beachtet geblieben, welche sich trotzdem so recht eigentlich als ein Kind der allerjüngsten Neuzeit darstellt, die aeronautische Ausstellung in Paris nämlich. Beim Durchschreiten der Ausstellungsräume im Trocadero-Palast findet der Besucher zunächst vieles Interessante aus der Vergangenheit der Luftschifferei zusammengestellt. Luftballons, sowie fliegende Menschen und Fische aus dem achtzehnten Jahrhundert, originelle Luftfahrzeuge, einige darunter von ziemlich ungeheuerlicher Construction, dabei aber doch noch sehr primitiv. Im Gegensatze hierzu ist andererseits unsere heutige Gegenwart sehr reichlich vertreten, unter anderen von dem bekannten Luftschiffer Godard ein halb gefüllter großartiger Ballon.

— **Seit dem 1. Juli erscheint** in Südamerika die siebenzehnte deutsche Zeitung unter dem Titel: „Deutsches Wochenblatt am Rio de la Plata." Schon früher erschien einmal eine deutsche Zeitung in Montevideo, die aber nach kurzer Lebensdauer auf argentinisches Gebiet übersiedelte. Nach dem heutigen Stande zählt Brasilien elf deutsche Zeitungen, Argentinien vier und Uraguay und Chile je eine.

— **Aus der bei Moskau** gelegenen Stadt Sergejew Possad wird über folgenden schrecklichen Fall berichtet: Am 8. Juli war in Sergejew Possad Jahrmarkt, in Folge dessen die Abends in dem dortigen Theater stattgefundene Vorstellung äußerst stark besucht war. Der Fußboden hielt die schwere Last des Publikums nicht aus und stürzte plötzlich während der Vorstellung sammt dem Publikum unter fürchterlichem Gekrache ein. Obwohl der Raum unter dem Fußboden nur zwei Arschinen, etwa drei Ellen, tief war, erhielten doch viele Personen mehr oder minder erhebliche Verletzungen. In Folge dieses Ereignisses entstand auch im Theater eine unbeschreibliche Panik und viele Anwesende wurden während des Gedränges erdrückt, verletzt oder beraubt. Die Anzahl der Opfer dieser neuesten Theater-Katastrophe ist noch nicht bekannt.

— **Ueber die persönliche** Gesundheitspflege gegen Choleragefahr hielt Sanitätsrath Dr. Niemeyer in Berlin einen Vortrag. Weit schlimmer als die Krankheit selbst sei die Furcht vor derselben. Der Vortragende bestritt, daß ein sonst gesund lebender Mensch durch Berührung mit einem Kranken davon befallen werde. Nicht durch körperliche Uebertragung, sondern durch bloße Cholerafurcht erfolge die vermeintliche Ansteckung. Die Furcht erzeuge eine niedergeschlagene Gemüthsstimmung, und diese wieder eine geringere Widerstandsfähigkeit des Körpers; werde diese dann noch durch den Einfluß tropischer Witterung weiter vermindert, und kommen grobe Diätfehler vor, dann sei der Boden für die Krankheit geschaffen. Die Cholera ist auch nicht eine Seuche, die plötzlich wie von ungefähr in Asien ausbricht, um gewissermaßen einen Eroberungskrieg durch ganz Europa zu unternehmen, sondern sie liegt zu gleicher Zeit überall in der Luft; zum Ausbruch aber gelange sie am ersten da, wo zu den tropischen Witterungsverhältnissen, wie dies in Egypten der Fall war, eine Anzahl gesundheitsschädlicher Einflüsse hinzukommen. Die Sperrmaßregeln hält Redner nur insofern für nützlich, als sie dazu beitragen, dem Publikum die Furcht zu benehmen. Hauptsache sei freilich immer die persönliche Gesundheitspflege; genüge man den Anforderungen dieser, dann sei die Cholera machtlos. Vieles Unheil habe eine falsche Behandlung verschuldet. Anstatt einen Cholera-Anfall einfach zunächst als Brechdurchfall zu betrachten, würde der Kranke von Anfang an als Todescandidat angesehen; eine Menge Aether enthaltende Tropfen u. dgl., die den stärksten Mann zum Brechen bringen, würde ihm eingegeben; nichts aber, was ihm wirklich zu helfen geeignet sei. Gegen Cholera giebt es nach Ansicht des Redners kein Medikament; das einzige, was helfe, sei Roheis; nebenbei verabreiche man irgend ein erfrischendes Getränk. Im Uebrigen bade man fleißig und sorge namentlich für tüchtiges Abreiben, damit die Haut und damit auch die Darmthätigkeit angeregt werde. Der Cholerakranke müsse überhaupt ganz so behandelt werden, wie ein aus dem Wasser gezogener Verunglückter. Tüchtig baden und stark abreiben schaffe vor Allem die Gesundheitsfreudigkeit, die den besten Schutz gegen Cholera biete.

— **Die Statue der französischen** Republik auf dem ehemaligen Chateau d'Eau Platz ist die erste und bis jetzt die einzige ihrer Art in Frankreich. Vor dem Sockel steht ein gewaltiger Löwe, welcher die Urne des allgemeinen Stimmrechts bewacht. — Die Statue selbst wird etwas zu massig und schwer gefunden. Zu ihren Füßen liegt ein Schild, welcher als einzige Inschrift — 1789 — trägt. Um den Sockel herum sitzen die drei Göttinnen: das Gesetz, der Friede und die Gerechtigkeit. Zwölf Bas-Reliefs, Scenen aus der Revolutionsgeschichte darstellend, schmücken den Sockel.

— **Im Monat Juli haben** in Marseille 2 Strikes besonderer Art stattgefunden. 1300 Piemontesen, die in der St. Just Oelfabrik arbeiteten, weigerten sich, länger bei verschlossenen Thüren zu arbeiten, weil sie dann ihren „Lunch" von den Bossen im Gebäude kaufen müßten, was bei 80 Cents Tagelohn zu theuer sei. Sie standen aus und suchten auch die Genossen in der Magdalenen-Oelfabrik von der Arbeit abzuhalten. Sie verlangten 1½ Stunden Zeit zu Mahlzeiten, also eine Verkürzung des Arbeitstages auf 8½ Stunden. Der Ausgang ist noch unbekannt. —Die Kellner, 2000 an der Zahl, strikten, weil man ihnen nicht gestattete, einen vollen Bart, sondern nur einen Backenbart zu tragen. Sie behaupteten, sie sähen so wie Advokaten aus, und dessen schämten sie sich.

Zur rechten Zeit.

Die Nacht ist lind und wonniglich,
Im Mondlicht glänzt der Baum
Und drunter weilt mein Lieb und ich,
Umfangen von süßem Traum.

Die Nachtigall erhebt allein
Den sehnsuchtsvollen Ton;
Des Tages Sänger, groß und klein,
Sind still und schlummern schon.

Und das ist klug, ihr Vöglein all',
Daß ihr schweigt zu dieser Frist;
Das weiß nur die Frau Nachtigall,
Wie es Verliebten ist!

H. Schoenknecht.

A guata Rath.

Da Knödlwastl-Toni
Is fuchsteufelswild,
Weil er bei'm Tarol'n
In oanfurt vaspielt.

Naxt hat er sein Unglück
'n Bachschuasta 'klagt,
Der hot em d'rauf hoamli'
In's Ohrwaschl g'sagt:

„Woaßt, wia's D's muaßt a'stell'n,
Daß D' alliweil g'winnst?
Schau', daß D' zan spiel'n imma
No' zwoa Dümmari find'st."

Crassus.

Geld und Liebe.

Was ist Geld? Herzsüße Triebe
Sind wahrhaftig mehr,
Denn es bettelt um die Liebe
Selbst der Millionär.

Sonderbar.

Wie verschiedene Wirkung — 's ist eigen!
So manche Sache hat —
Mich tröstet zum Beispiel meine Geigen,
Die Nachbarn macht 's desperat.

Gefoppt.

„Du hast mich schön angeführt! Sagtest gestern: man könne sich niemals die Schenkel wund reiten, wenn man von links auf's Pferd hinauf- und rechts heruntersteige! Im Vertrauen darauf bin ich gestern Nachmittag ein paar Stunden geritten; aber trotzdem sind meine Schenkel jetzt wund!?" — „Dann hast Du meine Weisung sicherlich nicht richtig befolgt." — „Ja, ganz gewiß; ich bin von links hinauf- und rechts heruntergestiegen!" — „Und doch sind Deine Schenkel wund?" — „Ja!" — „Dann hast Du Dich jedenfalls zu lange droben aufgehalten!"

Ideenassociation.

Mama will die kleine Magda anziehen, um sie auf einer Spazierfahrt und in's Museum mitzunehmen. Magda lutscht aber an ihrem Daumen und bereitet so dem Aermel die größte Schwierigkeit, über ihr rundes, dralles Aermchen zu schlüpfen. Endlich wird Mama ungeduldig, zieht ihr den Daumen vom Mund und sagt: „Magda, wer an den Fingern lutscht, dem werden sie immer kleiner und nach und nach fallen sie ganz ab!"

Magda nimmt sich das zu Herzen und schreibt sich's in's Gedächtniß. Nach mehreren Stunden steht sie mit Mama im städtischen Museum vor der Venus von Milo. Sie zupft Mama am Kleide und sagt schadenfroh: Mama, die muß aber arg an den Fingern gelutscht haben."

Ja so!

„Ist es wirklich wahr, was ich heute gehört habe? Der August Meier sitzt im Zuchthause." — „Ja." — „Weßhalb denn?"—„Weil er sich von seinem Nachbar 20 Mark leihen wollte."—„Ach, Unsinn, deßhalb sperrt man keinen Menschen in's Zuchthaus."—„Ganz gewiß; nur ging er, weil in jener Nacht die Hausthür' verschlossen war, durch ein Fenster zu ihm, und weil er ihm das Geld nicht geben wollte, hat er ihn ein wenig gewergelt!"

Ach, ich dachte es wäre meine Frau.

Ein Gelehrter besucht einen Bekannten. Dieser sehr erfreut, holt sofort aus einem Wandschrank eine Flasche Wein und verschiedene Delicatessen hervor und nöthigt den Gast, an dem Frühstück Theil zu nehmen.

Mitten in der besten Unterhaltung sagt der liebenswürdige Wirth: „Still, hörten Sie nichts?" Von der Treppe herauf tönen Schritte. „Schnell, helfen Sie mir!" Mit diesen Worten räumte er Wein, Gläser ꝛc. so rasch als möglich wieder in jenen Wandschrank; der Gast hilft pflichtschuldigst, obgleich das Ganze ihm räthselhaft.

Der Diener tritt ein und macht eine dienstliche Meldung. Der Hausherr athmet erleichtert auf und sagt alsbald, da beide Herren allein sind: „Ach, entschuldigen Sie, ich dachte, es wäre meine Frau!"

Umschreibung.

„Denken Sie sich, was mir neulich passirt ist: Kaum bin ich drei Schritte im Hofgarten geritten, auf einmal sehe ich, daß mein Pferd nicht mehr da ist!"

Alte Gewohnheit.

A.: „Warum Sie nur bei dem trockenen Wetter in Ueberschuhen gehen?"

B.: „Gewohnheit von meinen Bankierszeiten her! Früher bin ich auf Gummi gefahren — jetzt geh' ich auf Gummi."

Beruhigend.

Ein Lieutenant hat in einer Gesellschaft das Pech, seinem Commandeur die Sauce über die Beinkleider zu schütten. Darüber natürlich allgemeines Entsetzen. Vergebens versucht unser tapferer Krieger Entschuldigungen zu stammeln. „Mein lieber Kamerad," tröstet den Armen der Commandeur, „beruhigen Sie sich, es ist meine beste Hose und die ziehe ich ja ohnehin so selten an!"

Zu viel verlangt.

Lieutenant: „Legen Sie Ihre linke Hand vorschriftsmäßig an die Hosennaht, Müller! — (Müller sucht nach der Hosennaht.)....Die Hand soll ruhig an der Hosennaht liegen, verstanden?!" — Müller: „Jawohl, Herr Lieutenant, awer mei' Hose' sinn so geflickt, daß ich gar kein' richtig' Hose'naht mehr hab'!"

Immer gerecht.

„Ja, Herr Präsident, wie ist's denn möglich, daß von Ihren beiden Räthen gerade der schlechtere, faule befördert worden ist und der fleißige gescheidte nicht?"

„Ja wissen S' — wenn ich den schlechten nicht gut qualificirt hätt' — hätt' ich ihn gar nimmer angebracht — und er hat mir doch gar nichts geleistet; den guten aber brauch ich noch, dem darf ich also keine guten Noten geben, sonst thun sie mir ihn gleich fort."

Kein Beweis.

„....Geht mir nur mit Eurem Schwarzbach weg! In dem krepiren ja sogar die Frösche vor Durst!" — „O, so arg ist es denn doch nicht! Vor ein paar Jahren ist sogar einmal eine Frau darin ertrunken." — „Ach, laßt mich nur mit der Frau aus! Die hat Euch blos schmeicheln wollen!"